

## „Krieg und Frieden bei Herder“

### Festrede zum Herder-Geburtstag am 25. August 2022 in der Weimarer Stadtkirche

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

in diesem Frühjahr, am 24. Februar, an dem Tag, an dem wir alle mit dem Beginn des Ukrainekrieges in einer neuen Zeit erwachten, fragte eine Redakteurin der Zeitschrift „Forschung & Lehre“ ein Kurzinterview bei mir an. Ihre Schlussfrage lautete: „Sie sind Präsident der ‚International Herder Society‘. Welche Bedeutung hat Johann Gottfried Herder für uns heute?“ Ich antwortete ihr mit einem Herder-Zitat, das ich einleitend erklärte: „Wie aktuell Herder ist, verdeutlicht sein umfassendes Verständnis von Humanität. Vor 225 Jahren schrieb er dazu: ‚Der Krieg, wo er nicht erzwungene Selbstvertheidigung, sondern ein toller Angriff auf eine ruhige, benachbarte Nation ist, ist ein unmenschliches, ärger als thierisches Beginnen, indem er nicht nur der Nation, die er angreift, unschuldiger Weise Mord und Verwüstung drohet, sondern auch die Nation, die ihn führet, eben so unverdient als schrecklich hinopfert.“<sup>1</sup> Bemerkenswert an dieser Einschätzung ist zunächst die in den Verantwortlichkeiten klare Unterscheidung zwischen einem Angriffs- und einem Verteidigungskrieg. Sodann öffnet sich der Blick auf die Täter, indem diese selbst als „unverdient und schrecklich“ leidende Opfer wahrgenommen werden. Die Weite dieser Perspektive, die Menschen auf beiden Seiten des mörderischen Geschehens sieht, entspricht dem Anliegen der Publikation, der die

Worte entnommen sind. Sie stammen aus den „Briefe[n] zu Beförderung der Humanität“, die Herder wenige Meter von hier, im zweiten Stock der Superintendentur mit Blick auf den Ettersberg, geschrieben und von 1793 an veröffentlicht hat. Unser Auszug findet sich in der letzten, der zehnten Sammlung aus dem Jahr 1797. Sie umfasst die abschließenden elf der insgesamt 124 Humanitätsbriefe. Die Schlussammlung enthält eine Passage, die zu Herders einflussreichsten Texten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zählen dürfte. Generationen von Schülerinnen und Schülern in der DDR, zu denen auch manche von Ihnen zählen werden, lasen im Deutschunterricht die betreffenden Auszüge aus den Humanitätsbriefen. In den Lehrplänen der sowjetischen Besatzungszone findet sich der erste Hinweis auf die vorgesehene Lektüre 1946.<sup>2</sup> Zunächst war er für die 11. Klasse vorgesehen.<sup>3</sup> Seit 1951 war die Einheit Teil des siebten Schuljahres<sup>4</sup>, dann, seit 1955, wieder der elften Klasse<sup>5</sup>. Zu den Lesern des Textes zählte um 1960 ein Schüler der Goethe-Oberschule in Bischofswerda, der zum größten Herder-Kenner seiner Zeit werden sollte. Dr. Günter Arnold, der im November 2017 in Weimar verstarb und noch Mitte Februar seinen letzten Gottesdienst hier in der Stadtkirche besucht hatte, lernte Herder zunächst über jenen Auszug aus den Humanitätsbriefen kennen. Im September des kommenden Jahres wäre Günter Arnold 80. Jahre alt geworden. Auch seines Geburtstages können wir heute gedenken.

Gemeinsam mit Ihnen möchte ich im Folgenden den Überlegungen zu Krieg und Frieden nachgehen, die Herder am Ende seiner Humanitätsbriefe entwickelte und die in Auszügen so breit rezipiert wurden.<sup>6</sup> Zunächst nenne ich Ihnen die Formulierungen, mit der Herder sein Thema selbst auf einprägsame Weise zusammenfasst. Dann stelle ich mit Ihnen drei Fragen zu Krieg und Frieden an Herder und suche nach dessen Antworten.

Der verbreitetste Titel für die Sequenz, aus der Sie einen einzigen, wenn auch langen und komplexen Satz gehört haben, ist ebenso einprägsam wie erklärungsbedürftig: die „große *Friedensfrau*“.<sup>7</sup> Herder leitet diese Formulierung aus einer Erzählung ab, die er einer missionshistorischen Darstellung entnimmt. Dabei handelt sich es um die 1789 erschienene „Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianer in Nordamerika“.<sup>8</sup> Ihr Autor, Georg Heinrich Loskiel, war – der Titel seines Buches deutet es an - ein Geistlicher der Herrnhuter Brüdergemeine. Sein Werk schildert das Leben der nordamerikanischen Ureinwohner bis ins Jahr 1787 ausgehend von Aufzeichnungen und Berichten Herrnhuter Missionare. Loskiels Missionsgeschichte entstammt ein Abschnitt, den Herder literarisch aufgreift und verarbeitet, indem er ihn als das geradezu zeitloses Beispiel für einen menschlichen Friedensschluss erzählt.<sup>9</sup> Irokesen, Delawaren und Cherokee lebten in geographischer Nähe und anhaltenden Kriegen miteinander.

Militärisch am stärksten waren die Delawaren; um ihr eigenes Überleben sorgten sich die Irokesen. Gerade den Irokesen gelang es aber, die stärkste „Nation“ zu entwaffnen, indem sie die überlegenen Delawaren für die Funktion einer Friedensvermittlerin gewannen. Den Plan schildert Herder im wörtlichen Anschluss an Loskiel: „es soll nämlich eine Nation die *Frau* seyn. Die wollen wir in die Mitte nehmen; die andern Kriegführenden Nationen aber sollen die *Männer* seyn und um die Frau herum wohnen. Niemand soll die *Frau* antasten, noch ihr etwas zu Leide thun [...]. Die Frau soll nicht in den Krieg ziehen, sondern so viel möglich den Frieden zu erhalten suchen. [...] Von besagter Zeit ist die Delawar=Nation die *Friedensbewahrerin* gewesen, der der große Friedensbelt in Verwahrung gegeben und die Kette der Freundschaft anvertrauet ist.“<sup>10</sup> Die Klugheit der militärisch unterlegenen Irokesen nimmt Herder präzise wahr, indem er den Textauszug unter die Überschrift stellt: „Eine Irokesische Anstalt“<sup>11</sup>. In einer aktualisierenden Übertragung wäre es die Aufgabe gefährdeter Nationen, den potentesten Aggressor zu demilitarisieren, indem gerade er weisungsbefugt für die Wahrung oder Wiederstellung des Friedens eingesetzt und in seinen betreffenden Bemühungen respektiert wird. Schon mit Blick auf seine eigene Zeit scheiterte Herder an der Frage, ob sich dieses Modell in Europa realisieren ließe: „Sollen wir [...] in der Mitte Europa’s einer *wirklichen* Nation Weibskleider anziehen, und ihr das Friedensrichteramt auftragen? Welcher?“<sup>12</sup> Die zunächst zeitlos präsentierte Erzählung zu den nordamerikanischen Ureinwohnern schließt Herder mit einer historischen Rahmung: „Leider auch bei den Wilden selbst erreichte diese Anstalt ihren Zweck nicht lange. Als die Europäer näher drangen, sollte auf Erfordern der Männer selbst die *Frau* an der Gegenwehr mit Antheil nehmen. Man sollte, wie man sich ausdrückte, zuerst ihr den Rock kürzen, sodann gar wegnehmen und ihr das Kriegsbeil in die Hand geben. Eine fremde unvorhergesehene Uebergewalt störte das schöne Projekt der Wilden zum Frieden unter einander; und dies wird jedesmal der Fall seyn, solange der Baum des Friedens nicht mit vesten, unausreißbaren Wurzeln *von Innen heraus* den Nationen blühet.“<sup>13</sup> Zum Ende der Friedenseinrichtung führten demnach eine akute äußere Gefahr und die wachsende Bereitschaft zum gemeinsamen Verteidigungskrieg. Hinzu kam, dass alle Beteiligten von einem nationenübergreifenden Friedensideal abrückten.<sup>14</sup> Wohl auch aufgrund des schließlichen Misserfolgs unterscheidet Herder zwischen der „*Friedensfrau*“<sup>15</sup> aus der teils historischen Erzählung und der „große[n] *Friedensfrau*“, die er als „[m]eine große *Friedensfrau*“<sup>16</sup> schildert. Auch sie begegnet in einer personalisierten Gestalt und bildhaften Ausmalung. Vor allem aber identifiziert Herder seine „große *Friedensfrau*“ mit sieben friedensfördernden Gesinnungen, die es unter allen Menschen zu wecken, zu verbreiten und zu kultivieren gelte. Daraus leitet sich der zweite Titel zu dem Abschnitt ab, dessen Eröffnungssatz Sie eingangs gehört haben:

die sieben „*Friedens=Gesinnungen*“<sup>17</sup>. Die erste Gesinnung ist überschrieben mit „Abscheu gegen den Krieg“. Allein schon „das fürchterliche Wort Krieg“ müsse Menschen „mit gleichem Schauer“ berühren wie der Hinweis auf eine Epidemie oder eine Naturkatastrophe.<sup>18</sup> Als weitere „*Friedens=Gesinnungen*“ folgen eine „Verminderte Achtung gegen den Heldenruhm“, die „Abscheu vor falscher Staatskunst“, ein „Geläuterter Patriotismus“, das „Gefühl der Billigkeit gegen andre Nationen“, eine Zurückweisung von „Handelsanmaßen“ sowie ein abschließender Aufruf zur „Thätigkeit“. Herders Ansatz ist insofern radikal, als er eine Axt an die inneren, die gedanklichen Wurzeln von Kriegen legt.

Mit Ihnen möchte ich nun drei Fragen nachgehen, die Herder berührt und die uns bewegen mögen. Meine erste Frage lautet: Warum gibt es überhaupt Kriege? Eine naheliegende Antwort könnte in der Annahme bestehen, dass Kriege zum Wesen des Menschen gehören und mithin Teil einer übergreifenden Naturordnung seien. Schon im April 1769, in Herders ältestem erhaltenen Brief an Moses Mendelssohn, liest man indes: „Das Recht, andre zu tödten, bleibt immer ein politisches Recht der Obrigkeit: zum Menschlichen kans nie gemacht werden. In der Gesellschaft giebts einen Krieg zwischen allen Geschöpfen: Pflanzen u.[nd] Thiere werden von Menschen ausgerottet: Menschen von Menschen: Das sind Opfer des Ganzen! wer kann hier das Universum überzählen? Was ist ein sterbendes Phänomen, u.[nd] eine zerplatzende Waßerblase!“<sup>19</sup> Im literarischen Anschluss an Popes „*Essay an Man*“ schildert Herder Verhaltensmuster, die sich in einen umfassenden Zusammenhang einfügen und in der es gerade die Zier des Menschen ist, vom Töten absehen zu können. Der Krieg ist demnach keine universale Naturordnung. Der Mensch kann die Ausnahme darstellen. Dass ausgerechnet er eine eigene „*Kriegskunst*“ entwickelte, schildert und würdigt Herder als kulturelle Leistung verschiedentlich. In den Humanitätsbriefen hebt er jedoch auf den Preis dieser Entwicklungen ab: „Wer vermag das Elend zu schildern, das die Griechischen und Römischen Eroberungen dem Erdkreise, den sie umfaßten, mittelbar und unmittelbar brachten?“<sup>20</sup> Die Frage, warum es überhaupt zu Kriegen kommt, beantwortet Herder auf zwei Ebenen. Auf der ersten, einer Ebene menschlicher Selbst- und Missverständnisse, nimmt er eine Vielzahl an Motiven wahr, die letztlich alle in unberechtigten Ansprüchen gründen. Denn auf der zweiten Ebene, derjenigen einer natürlichen und göttlichen Schöpfungsordnung, hat jeder Mensch erhalten, was er zum Leben benötigt: „Die Natur geht von *Familien* aus. Familien schließen sich an einander [...]. Jede Wurzel gräbt sich in den Boden und sucht ihre Nahrung in der Erde [...]. Die Natur hat Völker durch Sprache, Sitten, Gebräuche, oft durch Berge, Meere, Ströme und Wüsten *getrennt*, sie that gleichsam alles, damit sie lange von einander gesondert *blieben*, und in sich selbst bekleibten [also: wurzelten]. [...] Die Verschiedenheit der

Sprachen, Sitten, Neigungen und Lebensweisen sollte ein Riegel gegen die anmaassende *Verkettung* der Völker, ein Damm gegen fremde Ueberschwemmungen werden: denn dem Haushalter der Welt war daran gelegen, daß zur Sicherheit des Ganzen, jedes Volk und Geschlecht *sein* Gepräge, *seinen* Charakter erhielt. Völker sollten *neben* einander, nicht durch und über einander drückend wohnen.“<sup>21</sup> Der Schritt zum Krieg ist mithin ein Durchbrechen natürlicher Ordnungsmuster, eine menschliche Anmaßung oder schiere Belanglosigkeit: „Ja wie oft entsprangen [... Kriege] aus einer Grille des Monarchen, aus einer niedrigen Kabale des Ministers! Eine Geschichte vom *wahren* Ursprunge der Kriege in Europa seit den Kreuzzügen wäre [...] das niedrigste Spottgedicht, das geschrieben werden könnte. In einer Welt, in der dunkle Cabinette Kriege anspinnen und fortleiten, wäre alle Mühe der Friedensfrau verlohren.“<sup>22</sup> Beispielhaft führt Herder Argumentationsmuster an, mit denen Kriege legitimiert werden – und lehnt sie geschlossen ab. Dazu zählen Rekurse auf eine Staatsräson.<sup>23</sup> Gleichermassen modern gesprochen richtet er sich zudem gegen jede Form eines Kulturimperialismus in all seinen ideellen, politischen und ökonomischen Spielarten. So erklärt er: „Am wenigsten kann also unsre *Europäische Cultur* das Maas allgemeiner Menschengüte und Menschenwerthes seyn; sie ist kein oder ein falscher Maasstab. Europäische Cultur ist ein abgezogener Begriff, ein Name. Wo existiert sie ganz? bei welchem Volk? in welchen Zeiten? Ueberdem sind mit ihr (wer darf es läugnen?) so viele Mängel und Schwächen, so viele Verzuckungen und Abscheulichkeiten verbunden, daß nur ein ungütiges Wesen diese Veranlassung höherer Cultur zu einem Gesamt=Zustande unsres ganzen Geschlechts machen könnte.“<sup>24</sup> Sich als Vorkämpfer oder Verteidiger kultureller Errungenschaften präsentierende Kriegsparteien gelten Herder als „pra[h]lende [...] Aufdringer fremder Vorzüge an Völker, die diese nicht begehren“.<sup>25</sup> Ideelle Impulse und eine Etablierung rechtlicher Standards oder politischer Strukturen verfehlen ihr Ziel, sobald sie mit Waffengewalt erzwungen werden. Unter dem erkennbaren Eindruck der Revolutionskriege der ersten Koalition formuliert Herder: „ein anderes Glanzphantom steigt in der Geschichte auf; nämlich die *Berechnung der Unternehmungen zu einer künftigen bessern Republik, zur besten Form des Staats, ja aller Staaten*. Dies Phantom täuscht ungemein, indem es offenbar einen edleren Maasstab des Verdienstes in die Geschichte bringt, [...] ja gar mit den Namen Freiheit, Aufklärung, höchste Glückseligkeit der Völker blendet. Wollte Gott, daß es nie täuschte! Die *Glückseligkeit Eines Volks* läßt sich dem andern und jedem andern nicht aufdringe, aufschätzen, aufbürden. Die Rosen zum Kranze der *Freiheit* müssen von eignen Händen gepflückt werden, und aus eignen Bedürfnissen, aus eigener Luft und Liebe froh erwachsen. Die sogenannt=*beste Regierungsform*, die unglücklicherweise noch nicht gefunden ist, taugt gewiß nicht für alle Völker, auf Einmal, in derselben Weise“.<sup>26</sup> Hinzu

treten wirtschaftliche Aspekte. Eine stabile Friedensordnung setze ausgeglichene Handelsbeziehungen voraus, denn: „Laut empört sich das menschliche Gefühl gegen freche Anmaaßung im Handel, sobald ihm unschuldige fröhnende Nationen um einen Gewinn, der ihnen nicht einmal zu Theil wird, aufgeopfert werden.“<sup>27</sup> Die Frage, warum es Kriege gibt, öffnet sich in ein Panorama menschlichen Fehlverhaltens. Fasst man Herders Antworten zusammen, reichen sie von mangelnder Reflexion über ein bewusstes Abweichen vom maßvollen Umgang miteinander bis hin zu ideologischen Überhöhungen.

Die zweite Frage, die ich stellen möchte, wendet den Blick von der Vielfalt der Kriegsgründe auf die angemessene Reaktion angegriffener Nationen. Sie lautet: Gibt es ein Recht auf einen Verteidigungskrieg? Die Antwort fällt vergleichsweise kurz aus: „Keine Leidenschaften wirken daher in allen Lebendigen so mächtig, als die auf *Selbstvertheidigung* hinausgehn. Mit Lebensgefahr, mit vielfach=verdoppelten Kräften schützt eine Henne ihre Jungen gegen Geier und Habicht; sie hat sich selbst, sie hat ihre Schwäche vergessen und fühlt sich nur als Mutter ihres Geschlechts, eines jungen Volkes. So alle Nationen, die man Wilde nennt; mögen sie sich gegen fremde Besucher mit List oder Gewalt vertheidigen. Armselige Denkart, die ihnen dies verübelt, ja gar die Völker nach der Sanftmuth, mit der sie sich betrügen und fangen lassen, classificiret. Gehörte ihnen nicht ihr Land?“<sup>28</sup> Eine erschöpfende Antwort auf die Frage nach einem Selbstverteidigungsrecht findet man hier nicht. Letztlich wirbt Herder um Einfühlungsvermögen für indigene Völker und deren Reaktionen auf die europäische Expansionspolitik. Damit arbeitet er vor allem an einem weiteren Perspektivenwechsel, der die vermeintlichen Täter, die aus europäischer sogenannten „Wilden“, in ihren natürlichen Rechten und noch so grausamen Reaktionen verständlich zu machen sucht. Für ein allgemeines Recht auf Selbstverteidigung tritt Herder nicht ausdrücklich ein.

Nachdem meine ersten beiden Fragen dem Krieg galten, richtet sich meine dritte dem Frieden zu. Welche Perspektive sieht Herder für diesen gegenüber der ausgewiesenen Vielzahl an Kriegsgründen und bei dem zumindest ansatzweisen Verständnis für Verteidigungskriege? Auch hier ist eine Kurzwantwort möglich. So lange es Menschen gebe, so befürchtet Herder, werde es Kriege geben. Und je mehr Menschen sich auf ihre Bestimmung besinnen, so hofft er, desto eher möge sich die Gesamtzahl der Kriege reduzieren und desto dauerhafter können Friedensschlüsse erfolgen. „Die *allgemeine Menschenvernunft und Billigkeit*“ sind „die stillwirkenden Mittel wo nicht zu einem ewigen Frieden, so gewiß doch zu einer allmällichen Verminderung der Kriege“.<sup>29</sup> Erst am Ende der Zeiten werde es einen ewigen Frieden geben. Bis dahin gelte es, Friedensarbeit zu betreiben: „Wenn, wie ich fast glaube, ein ewiger Friede *förmlich* erst am jüngsten Tage

geschlossen werden wird, so ist dennoch kein Grundsatz, kein Tropfe Oel vergebens, der dazu auch nur in der weitesten Ferne vorbereitet.“<sup>30</sup> Irritierend dürfte an dieser Perspektive, die auf der an sich selbstverständlichen Unterscheidung zwischen Zeit und Ewigkeit basiert, die Erwartung eines „förmlich[en]“ Friedensschlusses sein. Der Begriff stellt eine Verbindung zu einem Autor her, den Herder zuvor mit eben dieser Formulierung referiert hatte, den französischen Abbé de Saint-Pierre. Dieser war 1713 mit dem Vorschlag einer „dauerhaften“ europäischen Friedensordnung hervorgetreten, einer „paix perpétuelle“, auf die sich die politischen Repräsentanten verständigen und verpflichten sollten. Gegen die Realisierbarkeit einer solchen Option machte Herder Zweifel geltend. In Entwürfen zu den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ hatte Herder seine Kritik ausführlicher formuliert: „Der Abbt *Saint=Pierre*, einer der menschenfreundlichsten Träumer, die je zu wahrhaftig=guten Absichten geschrieben haben und den Neuere und schlechter [...] wiederholen, wollte z.B. den Krieg aus Europa bringen und ward nicht müde, seine Vorschläge zu einem Europäischen Reichstage zu wiederholen; er war aber nicht Träumer genug, um seinen ewigen Frieden von den politischen Staatsmaschinen, als solchen, zu begehren sondern dringt in allen seinen Schriften mit hundert andern Vorschlägen darauf, daß bei Hohen und Niedrigen die bösen Leidenschaften ausgetilgt, die thätige Erziehung gebeßert, die allgemeine Vernunft wirkend gemacht werde, und geschähe dieses, so wäre ohne Europäischen Reichstag der ewige Friede fertig.“<sup>31</sup> In einem weiteren Manuskript hält Herder fest: „Wer auf ein goldnes politisches Jahrhundert am Ende der Welt hoffet [...], der hofft gegen die Menschennatur und gegen die Erfahrung aller Geschichte.“<sup>32</sup> Für sich beansprucht Herder, realistischere Ziele zu verfolgen, während das Anliegen der Friedensarbeit und die mit den Humanitätsbriefen vorgeschlagenen erzieherischen Mittel, die über einzelne Menschen in die Breite der Gesellschaft wirken sollen, durchaus vergleichbar sind. Dass Herder diese Gemeinsamkeiten nicht stärker betont, mag damit zusammenhängen, dass er auf die nominelle Abgrenzung von einem Autor verzichtet, dem er im 79. Humanitätsbrief ein berührendes literarisches Denkmal errichtet hatte, indem er erklärt: „Ich habe das Glück genoßen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. [...] Er munterte auf, und zwang angenehm zum *Selbstdenken*; Despotismus war seinem Gemüth fremde. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist *Immanuel Kant*“.<sup>33</sup> Von Kant grenzt sich Herder in seiner letzten Sammlung der Humanitätsbriefe indirekt ab. So wendet er sich gegen die „Hypothese von einer *radicalen bösen Grundkraft im menschlichen Gemüth und Willen*“ und merkt ohne weitere Erklärung an: „Von der sogenannten Erbsünde ist hier nicht die Rede; denn diese ist eine Krankheit.“<sup>34</sup> Unerwähnt bleibt auch Kants Schrift: „Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Versuch“. Wie stark Herder von

diesem zwei Jahre zuvor erschienenen Text abweicht, zeigt das dort vertretende Bild der „Wilden“. Zu deren Charakteristik zählt Kant „die Anhänglichkeit [...] an ihre gesetzlose Freiheit, sich lieber unaufhörlich zu balgen, als sich einem gesetzlichen, von ihnen selbst zu constituirenden Zwange zu unterwerfen“.<sup>35</sup> Mit der Friedensfrau setzt Herder auch dazu einen Kontrapunkt, wobei zu betonen ist, dass Herders Verarbeitung der Erzählung keine Idealisierung eines Urzustandes bietet. Vielmehr zeigt sie die Hinfälligkeit von Institutionen an, wenn die „Friedens-Gesinnung“ der beteiligten Menschen nicht ausreichend ausgeprägt ist.

Ein eigenes Thema wäre es, Herders Reaktionen auf die tagespolitischen Ereignisse seiner Zeit zu verfolgen. Die von Günter Arnold 2016, ein Jahr vor seinem Tod, abgeschlossene Edition des Briefwechsels bietet in einer einzigartigen Kommentierung und Indizierung reiche Anhaltspunkte für persönliche Einschätzungen von Kriegen und Frieden im 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Aus den letzten Lebensjahren möchte ich nur ein Beispiel herausgreifen, das in zeitlicher Nähe zu den Humanitätsbriefen steht. Im Jahr nach deren Veröffentlichung, im März 1798, erhielt der Familienfreund Johann Georg Müller in Schaffhausen einen Brief aus Weimar, der auf die zu drohende Gefahr einer französischen Annexion seiner Heimatstadt reagiert. In dem Schreiben aus dem Herderschen Hause liest man: „Ich bin nun einmal für gar keinen Krieg – es ist thierisch, unmenschlich, daß Brüder gegen Brüder ziehn. Der Krieg gehört noch in die Barbarischen Zeiten. Vernunft, Vernunftgründe müßen gegen einander kämpfen. Jede Friedensunterhandlung kann so gut vor dem Krieg als nach dem Morden so vieler *Tausend Unschuldigen* gehalten werden. Freilich darf nur die Leidenschaft nicht mit im Rath sitzen.“ An Müller und seine Ehefrau richten sich die anschließenden Worte: „Das weiß Gott im Himmel, daß Ihnen, *unzertrennliches Paar*, unser Haus, Herz u.[nd] was wir haben offen steht, es gehört Ihnen an, zu welcher Stunde Sie kommen. [...] Sollten Umstände kommen, die Sie u.[nd] wir nicht wissen, nun, so sind Sie *beide bei uns, nirgends anderswo*.“<sup>36</sup> Die Einschätzung und die Einladung stammen von Karoline, und Herder fügte hinzu: „Alles bestätigt, lieber Müller, innig u.[nd] herzlich. Was meine Frau schrieb, ist auch mein Wort an Sie! Seyn Sie was Sie sind u.[nd] Sie sind es von Gottes wegen. In Zeiten der Gefahr u.[nd] zu jeder Zeit ist Ihnen unser Haus u.[nd] Herz offen; aber ohne Noth verlassen Sie Ihr Amt, Ihre Stadt, Ihr Vaterland, Ihren Heerd nicht. Trauen Sie Gott! er wird alles zum besten wenden, der Alt- u.[nd] Allvater!“<sup>37</sup> Versteht man die Geschichte der kirchlichen Diakonie im Anschluss an Gerhard Uhlhorn als eine Geschichte der „christlichen Liebestätigkeit“, begegnet uns ein eindrückliches Beispiel für einen persönlichen und familiären Einsatz zugunsten sozialer Verantwortung.<sup>38</sup> Ohne Weiteres wäre das Ehepaar Herder bereit gewesen, die Superintendentur Kriegsflüchtlingen zu öffnen. Zugleich gaben beide zu bedenken, dass Müller gerade in

Schaffhausen von Bedeutung sein könne. Karoline schrieb dazu: „Wer weiß wozu Sie Gott aufgehoben hat! *Fiedenserhalter* zu seyn, eben bei der aufgereizten Menge“.<sup>39</sup> Weimar bietet weitere Beispiele für sozialcharitatives Engagement im Zuge der Revolutionskriege, der Napoleonischen Kriege und der Befreiungskriege. Gerade auf die Initiativen Johannes Daniel Falks können Stadt, Kirche und Diakonie in Weimar mit Stolz und Dankbarkeit blicken. In welchem Maße diese mit Herder in Verbindung stehen, ist eine offene Frage. Mit ihr möchte ich schließen, auch weil es Herder in seinem eigenen Wirkungsideal letztlich darum ging, Impulse zu empfangen und weiterzugeben, die sich von der eigenen Person und dem eigenen Namen ablösen: „Wo haben alle Wohlthäter des Menschengeschlechts herab gewirkt: so wirken Eltern, Lehrer, Gesetzgeber, Freunde auf uns, und wer sonst den Gang unsrer Gedanken, den Plan unsres Lebens zur reinsten edelsten Humanität fördert. [...] Möge der Unterdrückte, der Hüflose, der Verwaiste ihre Namen kennen oder nicht, solange er durch ihre Veranstaltungen Schutz, Hülfe, Aufmunterung, Unterhalt, Freude genießet, solange leben *sie* in ihren Anstalten“.<sup>40</sup> Für Ihre Erinnerung an Herder, Ihr Engagement, zu denen auch die Weimarer Friedensgebete zählen, und Ihr gütiges Gehör danke ich Ihnen herzlich.

---

<sup>1</sup> Die Herder-Zitate folgen Bernhard Suphan (Hg.), *Herders sämtliche Werke*, 33 Bde., Berlin 1877-1913 (im Weiteren abgekürzt: SWS), hier: Bd. 18, S. 268 [Brief 119]. Für die Drucklegung des Kurzinterviews durch Friederike Invernizzi unter dem Titel „Drei Fragen an: Professor Martin Keßler, Evangelische Theologie, Schlegel-Professur, Universität Bonn“ s. *Forschung & Lehre* 29/4 (2022), S. 310.

<sup>2</sup> Deutsche Zentralverwaltung für Volksbildung in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, *Lehrpläne für die Grund- und Oberschulen in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*. Deutsch. 1. Juli 1946, [Leipzig] [1946], S. 55 (Digitalisat: [Link](#)).

<sup>3</sup> Ebd., S. 54.

<sup>4</sup> *Lehrplan für Grundschulen*. Deutsch. 1. bis 8. Schuljahr, Berlin/Leipzig 1951, S. 144 (Digitalisat: [Link](#)).

<sup>5</sup> *Lehrplan für Oberschulen*. Deutsch. 11. Klasse, Berlin 1955, S. 11 (Digitalisat: [Link](#)).

<sup>6</sup> Ein wichtiger Beitrag zum Thema ist J. M. van der Laan, *Johann Gottfried Herder on War and Peace*, in: *Monatshefte* 101/3 (2009), S. 335-346.

<sup>7</sup> SWS, Bd. 18, S. 267 [Brief 119].

<sup>8</sup> Barby 1789.

<sup>9</sup> SWS, Bd. 18, S. 262-264 [Brief 118].

<sup>10</sup> Ebd. [Brief 118]

<sup>11</sup> Ebd., S. 262 [Brief 118].

<sup>12</sup> Ebd., S. 264 [Brief 118].

<sup>13</sup> Ebd., S. 265 [Brief 118].

<sup>14</sup> Mit Blick auf die „Wilden“ hebt auf diesen Punkt auch Anne Löche, *Johann Gottfried Herder. Kulturtheorie und Humanitätstheorie der Ideen, Humanitätsbriefe und Adrastea*, Würzburg 2005, S. 126f, ab.

<sup>15</sup> SWS, Bd. 18, S. 264 [Brief 118]; später s. u.a. ebd., S. 274, Anm. \* [Brief 119].

<sup>16</sup> SWS, Bd. 18, S. 265 [Brief 118], 267 [Brief 119]; vgl. auch ebd., S. 268 [Brief 119].

---

<sup>17</sup> SWS, Bd. 18, S. 268 [Brief 119]; im Weiteren ebd., S. 269-273 [Brief 119].

<sup>18</sup> Ebd., S. 269 [Brief 119].

<sup>19</sup> Johann Gottfried Herder. Briefe. Gesamtausgabe, hg. v. Nationale Forschungs- und Gedenkstätten/Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen, 18 Bde., Weimar u.a. 1977-2016 (im Folgenden abgekürzt: HB), hier: Bd. 1, Nr. 58, S. 142, S. 142, Z. 185-190.

<sup>20</sup> SWS, Bd. 18, S. [221] [Brief 114].

<sup>21</sup> SWS, Bd. 18, S. 236 [Brief 115].

<sup>22</sup> SWS, Bd. 18, S. 264 [Brief 117].

<sup>23</sup> SWS, Bd. 18, S. 282f. [Brief 121]

<sup>24</sup> SWS, Bd. 18, S. 249 [Brief 116].

<sup>25</sup> SWS, Bd. 18, S. 271 [Brief 119].

<sup>26</sup> SWS, Bd. 18, S. 283 [Brief 121].

<sup>27</sup> SWS, Bd. 18, S. 272 [Brief 119].

<sup>28</sup> SWS, Bd. 18, S. 236 [Brief 115].

<sup>29</sup> SWS, Bd. 18, S. 268 [Brief 119].

<sup>30</sup> Ebd., S. 274 [Brief 119].

<sup>31</sup> SWS, Bd. 13, S. 468.

<sup>32</sup> Ebd., Anm.

<sup>33</sup> SWS, Bd. 17, S. 404 [Brief 79].

<sup>34</sup> SWS, Bd. 18, S. 295 mit Anm. \*.

<sup>35</sup> Immanuel Kant, Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Versuch, in: Kant's gesammelte Schriften, Abt. 1, Bd. 8: Abhandlungen nach 1781, Berlin und Leipzig 1923, S. 354.

<sup>36</sup> Karoline und Johann Gottfried Herder an Johann Georg Müller, 9. März 1798, HB, Bd. 1, Nr. 386, S. 373, Z. 24-29, 36-38, 51f.

<sup>37</sup> Ebd., S. 374, Z. 70-74.

<sup>38</sup> Gerhard Uhlhorn, Die christliche Liebesthätigkeit, Bd. 1-3, Stuttgart 1882-1890 (in einem Band: Stuttgart 21895, ND Neukirchen 1959, Hannover 2012).

<sup>39</sup> Karoline und Johann Gottfried Herder an Johann Georg Müller, 9. März 1798, HB, Bd. 1, Nr. 386, S. 373, Z. 44f.

<sup>40</sup> SWS, Bd. 16, 38f. („Ueber die menschliche Unsterblichkeit. Eine Vorlesung“).